

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 136.

Freitag, 13. Juni.

1930.

5

Februar

7 Uhr abends

Roman von Paul Gie mo s

(I. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wenn man keine weiteren Zeugen hat und wenn Aussage gegen Aussage steht“, mischte sich Gambichler ein, „warum glaubt man dann gerade ihm? Wäre es nicht richtiger, das Verfahren einfach einzustellen?“

„Oh“, sagte Doktor Carsten mit geistvollem Sarkasmus, „nicht zu Unrecht wird Frau Justitia als Frauensperson mit einer Binde vor den Augen dargestellt. Hast du schon einmal ein Frauenzimmer gesehen, das seine Ohnmacht eingesteht? Und die Einstellung des Verfahrens wäre doch ein Zeichen der Ohnmacht. Frau Justitia würde damit die Unzulänglichkeit ihrer Beweismittel dokumentieren.“

Seiden ging auf den scherzhaften Ton ein: „Nun, so weit ich Frau Justitia zu gehorchen habe, kann ich Ihnen sagen, daß ich schon manche Fälle eingestellt habe, weil die Beweismittel nicht ausreichten. Der Fall Andersen aber ist anders gelagert. Im Falle Andersen sind die Beweise meines Erachtens überzeugend. Ich glaube ihm rückhaltlos.“

„hm“, sagte Doktor Carsten, „ich sagte ja schon, Frau Justitia ist ein Frauenzimmer mit einer Binde vor den Augen. Und Frauenzimmer sind von Natur aus neugierig. Könnte es nicht sein, daß Frau Justitia die Binde ein wenig gelüftet hat und sich die Personen ein wenig betrachtete? Sie können sich darauf verlassen, Ikenbeil wird in seinem Plädoyer davon ausgehen: hier Regierungsrat, hier Komödiantin. Und er wird es der Frau Justitia sehr übelnehmen, daß sie dem Herrn Regierungsrat mehr glaubt als seiner Mandantin.“

Seiden war betreten. Seine schwärmerischen, gar nicht staatsanwaltschaftlichen Augen blickten fast traurig. „Glauben Sie, daß ich wider meine Überzeugung die Anklage erhoben habe?“

„Nein, nein“, beruhigte ihn der Spötter. „Aber glauben Sie, daß Ikenbeil die Andersen wider bessere Überzeugung verteidigt?“

Seiden mußte zugeben, daß das Ikenbeil nicht ähnlich sehe.

„Sehen Sie“, erklärte nun Doktor Carsten, „das ist das, was mich an der Sache reizt. Daß jeder dieser beiden Widersacher wohl seinen Bekanntenkreis mit fabelhafter Suggestionskraft fast hypnotisierte und ihn glauben gemacht hat, daß der andere lügt. Es gibt sozusagen zwei Parteien, und jede glaubt bedingungslos ihrem Kandidaten. Mag das Urteil ausfallen wie es will, die Partei Lammont wird von der Schuld der Andersen und die Partei Andersen wird von der Schuld des Lammont überzeugt sein. Sie sind den Anhängern der Andersen ein Mephisto und den Lammontianern ist Ikenbeil um nichts sympathischer.“

„Und zu welcher Partei gehören Sie?“, fragte Seiden.

„Zu keiner der beiden. Wir stehen wohlwollend in der Mitte und warten auf das große Wunder.“

Diese Antwort war dunkel. Aber Seiden kannte die Gepflogenheit des Korkziehers und vermied es, weitere Fragen zu stellen.

Zweites Kapitel.

Er oder sie?

Schuring war das, was man einen alten, würdigen Richter nennt. Seine Haare waren weiß wie Schnee, aber seine Bewegungen waren elastisch und sein Ton war von verzeihender Abgelärftheit.

Als die Personalien durchgesprochen waren, begann er mit dem eigentlichen Verhör. Seine Fragen waren zunächst so ausführlich, daß sie sich von Feststellungen in nichts unterschieden. Die Andersen konnte sich damit begnügen, zu nicken.

„Sie sind voriges Jahr, am dreizehnten November, vom hiesigen Gericht zu einer Gefängnisstrafe von zwei Monaten verurteilt worden, Fräulein Andersen?“

Sie nickte.

„Sie haben diese zwei Monate Gefängnisstrafe am dreizehnten Dezember angetreten und sind am zwölften Februar dieses Jahres entlassen worden?“

Sie nickte wieder.

„Und zwar verbüßten Sie diese Strafe im Theresiengefängnis?“ Und erklärend wandte er sich an die Laienbeisitzer: „Das Theresiengefängnis ist unsere modernste Strafanstalt für weibliche Gefangene.“

Schuring fuhr fort in seinen Feststellungen: „Erster Direktor dieser Gefangenenanstalt ist Lammont.“

Über das Gesicht der Angeklagten huschte ein Schatten.

Hilflos sah sie zu Ikenbeil hin. Dieser verstand ihre Gefühle und nickte ihr Mut zu.

„Als Sie am dreizehnten Dezember Ihre Strafe antraten, wurden Sie von Lammont selbst aufgenommen?“

„Jawohl.“

„War er lebenswürdig?“

Sie zögerte. Dann nickte sie.

„Machte er Sie mit der Gefängnisordnung vertraut?“

„Jawohl.“

„Nun, was erklärte er Ihnen zum Beispiel?“

Das war die erste Frage, auf die sie nicht mit „ja“ oder „nein“ antworten konnte. Nur langsam fand sie die Sprache wieder. Man fühlte, daß sie sich jeden Satz abrang, und Ikenbeil, der sie mit Mitleid betrachtete, hatte das Empfinden, daß ihre Sprache noch dunkler und schwermütiger war als der Blick ihrer Mandanten.

„Er erklärte mir, daß das Theresiengefängnis eine moderne Strafanstalt sei, die es nicht darauf ablege, die Gefangenen möglichst zu quälen, sondern die auf ihre Besserung abziele. Da ich selbst kein schweres Verbrechen begangen hätte, dürfte ich innerhalb des Gefängnisses auf weitestgehende Freiheiten rechnen.“

„Was waren das in der Folge für Freiheiten?“

„Ich durfte lesen, wann ich wollte — das heißt abends natürlich nicht.“

„Weiter!“

„Ich durfte wöchentlich zweimal ein Bad nehmen. Wenn ich Lust hatte, durfte ich mich in der Küche betätigen.“

„Weiter!“

Sie stockte. Es fiel ihr schwer, das andere zu sagen.

Hensbell verstand sie und kam ihr mit einer Frage zu Hilfe:

„Kam es auch vor, daß Sie ins Direktorialzimmer gelaufen wurden, um dem Direktor beim Arbeiten zu helfen?“

Sie nickte.

„Was war dann meist Ihre Tätigkeit?“, fragte Schuring.

„Ich hatte zu tippen oder zu kopieren, oder ich mußte das Register nachtragen.“

„Wie benahm sich Lammont zu Ihnen?“

Sie wich der Frage aus: „Meist war ja noch Herr Dagmann im Zimmer.“ Und erläuternd fügte der Vorsitzende hinzu: „Dagmann ist der zweite Direktor der Anstalt. Er unterstützt Lammont bei seiner Arbeit und hat ihn hier und da zu vertreten.“

Dann nahm er das Verhör wieder auf: „Wollen Sie sagen, daß Dagmann immer im Direktorialzimmer war, wenn Sie mit Lammont zusammenarbeiteten?“

„Nein, zuweilen waren wir allein.“

„Bevor ich nun zu den Ereignissen des fünften Februar übergehe, oder zu dem, was Sie so nennen, muß ich auf eine andere Angelegenheit zu sprechen kommen. Ihre Freundin Lilly Behrens trat am zehnten Februar dieses Jahres zum ersten Male in „Kabale und Liebe“ auf. War das die erste größere Rolle Ihrer Freundin?“

„Ja“, gab sie verwundert zu. Sie konnte nicht den Zusammenhang zwischen Lilly Behrens' Debut und dieser Anklage sehen.

„Sie hätten der Premiere gern beigewohnt?“

„Ja“, bekannte sie.

„Direktor Lammont behauptet nun, daß Sie Anfang Februar an ihn mit der Bitte herangetreten seien, Ihnen für den Premierabend Strafunterbrechung zu gewähren.“

„Das ist richtig.“

„Das geben Sie zu?“, fragte der Vorsitzende verwundert.

Sie sah erstaunt auf. Sie begriff nicht diesen verwunderten Ton dieser Frage, begriff auch nicht, warum sich Staatsanwalt und Verteidiger in diesem Augenblick so eifrige Notizen machten. „Was wahr ist, gebe ich zu“, sagte sie bedeutungsvoll.

„Und was erwiderte Lammont?“

„Er sagte, das ginge nicht. Er dürfe eine Gefangene nur bei wichtigen Gründen beurlauben. Das sei kein wichtiger Grund.“

„Und was sagten Sie zu Lammont, als er Ihr Ansuchen ablehnen wollte?“

Sie zögerte einen Augenblick, dann bekannte sie mit zu Boden gerichteten Augen: „Ich sagte ihm, er solle es mit seinem Reglement nicht so genau nehmen. Es würde ja niemand etwas davon merken, wenn ich heimlich auf einige Stunden das Gefängnis verlasse.“

„Und was erwiderte er?“

„Er sagte, er könne es nicht machen. So gern er es auch gewähren würde.“

„Sie bekamen also keinen Urlaub“, stellte der Vorsitzende fest. „Und nun erzählen Sie, was sich Ihrer Behauptung nach am fünften Februar ereignete.“

Wieder irrte ihr Blick hilflos zu Hensbell hin. Dieser trat an ihre Seite und legte seine Hand auf ihre Schulter, wie wenn er ihr von seiner Ruhe etwas übertragen wollte.

„Erzählen Sie alles“, ermutigte er sie. „Denken Sie, Sie würden nur mit mir sprechen.“

Es trat eine längere Pause ein. Auf Violas Wangen zeigten sich heftige Röde. Schuring ahnte sofort, daß sie sich sammeln wollte und ließ ihr Zeit. Als sie dann zu sprechen begann, heftete sie ihren Blick hartnäckig auf die Kante des Richtertisches. Ihre Stimme klang verlegen:

„Es war der fünfte Februar, wie Sie richtig bemerkten. Ich war, offen gestanden, deprimiert darüber, daß ich nicht die paar Stunden Strafunterbrechung zubilligt bekommen hatte. Plötzlich abends um sieben Uhr —“

„Halt“, warf Schuring ein. „Woher wissen Sie, daß es abends sieben Uhr war?“

Sie erhob den Blick, um dann die Pultkante erneut anzustarren: „Um sechs Uhr dreißig Minuten war Essenszeit für die Gefangenen. Die Essenszeit dauerte etwa eine halbe Stunde. So gegen sieben Uhr wurden dann die Eßgefäße geholt. Und kurz danach wurde das Licht ausgedreht, da die Gefangenen schon möglichst früh schlafen sollten.“

„Schön“, ermunterte sie Schuring, „und nun fahren Sie in Ihrem Bericht fort.“

„Es war kurz nach sieben Uhr; ich wollte mich eben entkleiden, als ich einen Schlüssel klirren hörte. Ich merkte, daß das Schloß an meiner Tür schnappte.“

Sie unterbrach sich und starrte, in Gedanken versunken, vor sich hin. Jeder Unbefangene mußte das Gefühl haben, daß sie die widerwärtige Szene noch einmal erlebte.

„Weiter!“, drängte Schuring.

Sie schloß die Augen. Man sah ihr an, daß sie das Folgende nur unter heftigem Willensaufwand erzählen konnte:

„Als ich aufschaute, stand Regierungsrat Lammont vor mir. Ich war mehr erstaunt als erschrocken. „Sie hier, Herr Regierungsrat?“, fragte ich. „Was wollen Sie hier?““

Sie brach ab.

„Und was antwortete er?“, fragte Schuring.

„Er wollte mich . . .“

„Und dann?“

Sie fing an zu schluchzen. Erst langsam, stoßweck, dann immer rascher, aber immer verhalten, bis die Tränen flossen.

Wieder legte Hensbell beruhigend seine Hand auf ihre Schulter. Als sie sich gefaßt hatte, meinte Schuring gültig:

„Lassen Sie sich Zeit, Fräulein Andersen! Sie sagen also, daß Lammont plötzlich in Ihrer Zelle erschienen sei und versucht habe, Ihnen Gewalt anzutun?“

„Ja“, hauchte sie.

„Und gelang es ihm?“

„Nein, ich wehrte mich.“

„Machten Sie Lärm?“

„Nein, es ging so rasch.“

„Wurde gar nichts gesprochen zwischen Ihnen?“

„Fast nichts.“

„Was heißt „fast nichts“, also doch etwas?“

„Er sagte: Wenn ich mich mit ihm einließe, würde er mich am zehnten Februar abends zur Premiere entlassen.“

„Und Sie, was sagten Sie dazu?“

„Ich stieß ihn zurück.“

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich auch physisch zur Wehr setzten?“

„Er rang ja mit mir; er wollte mich ja zwingen. Und da gab ich ihm einen Tritt.“

„Und als er sah, daß Sie sich hartnäckig wehrten?“

„Dann ging er ganz plötzlich fort.“

„Und dann?“

„Reicht das nicht?“, fragte sie und hob zum ersten Male wieder die Augen empor. Dann kamen ihr abermals die Tränen geflossen. Diesmal beruhigte sie auch die Nähe des Verteidigers nicht. Bisher schien sie sich beherrscht zu haben; nun, nachdem der eigentliche Höhepunkt ihrer Vernehmung erreicht war, trat die Reaktion ein. Hilflos weinte sie minutenlang. (Fortf. folgt.)

Sprüche.

Von Otto Weidigen.

Kurz ist, o Freund, die Pilgerreise,
Der Wunderdinge gibt es viel;
Du lebst sehnlich, lebst du weise,
Und Leben ist der Weisheit Ziel.

Sorge, daß ein zart' Gemüt
Sonnenschein erwärmen kann,
Denn die Blume schnell verblüht,
Fast ein rauher Sturm sie an.

Pantschui.

Aus einer Sibiriensfahrt.

Von Joseph M. Vetter.

Am Oberlauf des Tubawatu, dort, wo er das kleine Flüsschen Tesybagu aufnimmt, geschah es, daß ich Zeuge einer jener Tragödien wurde, wie sie in dieser Art wohl nur die weltferne, unermeßliche Wildnis der unerforschten sibirischen Taiga kennt und immer wieder sieht. Stumm, ungerührt und endlos hingebreitet dehnt sich die Urwaldböden aus und breitet grausam und durchdringliches, ewiges Schweigen über Elend, Not und Tod der kleinen Menschen, die es wagen, gleich winzigen geschäftigen Insekten sich in ihrem unberührten Reich zu bewegen, eine lächerlich kurze Weile, bis Nacht und Tod den törichtesten unbedeutenden Zwischenfall beenden und über dem Verlorenen die Zweige uralter Bäume tauschen und raunen, wie dies jahrtausendlang geschah und geschehen wird.

Nicht weit von der Einmündung des Tesybagu war es, daß ich auf dem Ritt ins Quellgebiet des Tubawatu mit meinem Gefährten Imquill inmitten des tiefsten, auch tagsüber stets dümmrigen Urwaldes auf einen Menschen traf, den uns das Glas aus einiger Entfernung schon als Chinesen erkennen ließ. Mit erhobenen Armen warf der Mann sich nieder, vor einem hohen Wesen offensichtlich, das wir nicht sahen. Vorsichtig schlichen wir näher, um das Gebahren des merkwürdigen Gesellen besser beobachten zu können. Es gelang uns, gedeckt durch hohes Waldriedgras und dichte Zweige rankenden wilden Weines, der über Ahorn und daurische Linden, über Schwarz- und Goldbirken kletterte, bis auf wenige Schritte heranzutommern.

Der Chineser mochte sechzig Jahre alt sein. Ein zersurchtes, fast zerrissen wirkendes Gesicht zeigte trotz der jetzt fast ekstatisch gespannten Züge, wie sehr Not, Elend und grausame Enttäuschungen das Leben dieser armen Kreatur erfüllt hatten. Bekleidet war der Alte mit fast zerfallenden blauen Lumpen, auf den Knien trug er ölgetränkte Schürzer, und auch rückwärts am Gürtel hing ein großer Fegen ölgetränkter Stoffes als Schutz vor Tau und Bodenschmutz. Er trug keinerlei Waffe. Kein Zweifel mehr, wir hatten einen Schenschenfucher vor uns, einen jener Chinesen, die ihr Leben in der ussurischen Taiga verbringen, jahraus, jahrein auf der Suche nach dem geheimnisvollen, zauberhaften, lebenspenden Pantschui, der Schenschenwurzel.

Wie soll man dem Europäer den Wert dieser Wurzel klar machen? Auch bei uns gab es eine Zeit, in der eine Zauberwurzel die Gemüter in ihren magischen, gespenstischen Bann zog. Das war im Mittelalter, als die geheimnisvolle Mandragora, die menschenähnliche Alraune, unter den Galgen der Gehentten sproßte.

Das Pantschui ist aber noch viel mehr als Zauber. Aus ihm braut die chinesische Medizin einen Lebensstrahl, verwertet ihn zu Pillen und Schnäpfen, nicht ohne denjenigen, der das Mittel zu sich nimmt, mit tausend geheimnisvollen und frommen Satzungen zu binden und zu verpflichten.

Ein ganzer Schatz von Sagen und Legenden umspinnt das Pantschui, die zarte, kostbare Pflanze, die so empfindlich ist, daß eine einzige kleine Verletzung — und sei es nur durch ein winziges Insekt — sie zum Absterben bringt. Für den Chinesen aber bedeutet sie keine Pflanze, sondern ein göttliches Wesen, das diese gespenstische und seltsame Form angenommen hat, um sich auf diese Weise besser allen Verfolgungen der Bösen zu entziehen. In verborgenen Tiefen, in verstecktesten dunklen Schluchten der menschenleeren Taiga haust nun das Wesen, das nur dem Reinen nach jahrelangem Suchen, nach einem frommen und wohlgefälligen Lebenswandel sich zeigt und offenbart.

Kein Wunder also, daß der alte Chineser sich völlig verzückt gebärdete. Vor ihm hoben sich die zarten, säusfingrigen Blätter des Schenschen, das Ziel jahrelanger Sehnsucht, der Lohn für unvorstellbare Qualen des Hungers und des Durstes, die Vergeltung für die überstandenen Gefahren der Wildnis mit ihren Tigern, Wölfen und den tausendfachen Bedrohungen durch Verraten, durch Kälte, Wasserflut und alles vernichtende Stürme.

Nun würde sich das Glück endlich für alle Zeiten an die Ferse des Finders heften und der Erlös aus dem Verkauf der Wurzel den Grundstock für ein sorgenfreies Alter legen.

Der Chineser warf sich nieder: „O, verweile, Pantschui“, flehte er, „rein in meine Seele, ohne Fehl, ohne bösen Hinterhalt sind meine Gedanken. Verweile, du Hort des Friedens, Herrscher über jegliches Geschöpf.“

Dann erst begann er, mit einem langen beinernen Stäbchen langsam, unendlich vorsichtig das Erdreich zu lockern und abzutragen, um ganz allmählich die Zauberwurzel freizulegen, um deren Besitz das zwanzigfache ihres Gewichtes in reinem Gold bezahlt wird.

Atemlos, unbemerkt, sahen wir dem Alten zu, der wie in einem Rausch arbeitete und doch jede seiner Bewegungen mit unendlicher Vorsicht, mit Hingabe und heiliger Scheu ausführte. Wir rührten uns auch dann nicht, als nach mehr als einer Stunde die Wurzel völlig freigelegt war und der Alte sie mit zitternden Händen aus dem Erdreich hob. Er betrachtete sie verzückt. Sie hatte die so sehr ersehnte menschenähnliche Gestalt und mochte

neun Lan, das sind etwa dreiviertel Pfund, wiegen. Noch ein glühendes Dankgebet sprach der Finder, dann erhob er sich, auf seinen langen Stod gestützt, und ging.

Vorsichtig folgten wir ihm. In etner Kleinen, elenden Holzhütte verschwand er, vor der ein primitives Gebetshäuschen stand, wie man sie von Zeit zu Zeit an den Pässen des Sichota Alin trifft. Auf roten Tuchscheuten wehten fromme Inschriften im Winde.

Wir brachten es nicht über uns, den Chinesen in seinem Glücke zu stören, und beschlossen, ihn einige Tage später aufzusuchen. Die Hoffnung, in der Umgebung eine weitere Schenschenwurzel zu finden, würde ihn noch wochenlang an dieser gesegneten Stätte festhalten.

Es kam anders. Aus den drei Tagen, die wir fern bleiben wollten, wurden drei Wochen, in denen wir uns im Höhlengebiet des Tubawatu im eigentlichen, unangefasteten Reiche des Mandschu-Tigers festgehalten sahen. Über unseren Nöten und Sorgen aber hatten wir den Alten vergessen.

So traf es uns wie ein Schlag, als wir ihn auf unserem Rückmarsch nicht weit von seiner Hütte fanden, ausgestreckt, mit dem Gesicht am Boden liegend, tot, rüdlings erschossen. Seine Wurzel, der kostbarste Schatz, Traum und Erfüllung seines armseligen Daseins war es, die ihn das Leben gekostet hatte.

Ein Bromyschlennil, ein Waldbambit, hatte ihn vielleicht lange schon beobachtet und nun, da er ihn im Besitz des Pantschui sah, meuchlings umgebracht, wie er es vorher schon wer weiß mit wie vielen anderen Schenschenfuchern und Jodeljägern kaltblütig getan hatte.

Wer war der Mörder? Wer der Chineser?

Die Taiga schweigt.

Zwei Nächte.

(Aus dem Leben Dostojewskis.)

In einem Winkel der großen Stadt hockte der junge Dichter und wartete auf das Erwachen der Welt, die er in sich fühlte. Plötzlich kam der Rausch des Schaffens über ihn. Und als das Manuskript seines Romans „Arme Leute“ abgeschlossen war, ging er zögernden Schrittes zu dem Dichter Nekrasoff, den seine Zeitgenossen verehrten und an dessen unbefehltes Urteil er selbst glaubte. Und er rang sich die Bitte ab, der Meister möge den Roman lesen. Dann ging er heim und wartete auf das Urteil. Zwei Tage und zwei Nächte wartete er. Er versuchte zu arbeiten, aber sein ganzes Innere läuschte nur auf die Klingel. Da, in der zweiten Nacht, als der Morgen schon heraufdämmern will, schreut ihn das doch so sehnsüchtig erwartete Schellen auf. Als er öffnet, steht Nekrasoff vor ihm, schwingt in der Rechten das Manuskript und breitet wie ein Liebender beide Arme Dostojewski entgegen. Und dann sitzen der Bekannte und der noch unbekannt Dichter einander gegenüber und über den glückseligen Dostojewski rauschen die begeisterten Worte seines ersten Lesers hin: „Rusland hat wieder einen Dichter! Kein, mehr: heute ist der Welt ein neuer Dichter geboren!“ Und wirklich, bald sprachen die Kritiker in der Nähe und in der Ferne diesen ersten Hymnus auf Dostojewski nach.

Aber — über ein Kleines brach eine andere Nacht an. Wieder saß der Dichter an seinem Schreibtisch, aber diesmal achtete sein Ohr nicht auf die Klingel. Er schrieb und schrieb und hatte die Welt um sich vergessen. Da schrill plötzlich die Klingel in seine Träume hinein, und dann noch einmal und dann zum dritten Mal. Wie er die Tür öffnet, stehen Kosaken vor ihm, geführt von zwei Offizieren. Sie haben den Auftrag, seine Papiere zu beschlagnahmen. Sie verhaften den Dichter und bringen ihn noch in derselben Nacht in die St.-Pauls-Festung. Jemand hat erregte Freundschaftsdispute belauscht und sie als Beweise einer Verschwörung aufgefaßt.

Vier Monate mußte Dostojewski in seiner Zelle auf das Urteil warten. Dann wurden er und seine Gefährten im frühen Morgenstunde in eine Ecke des Gefängnisses geschleppt. Schon schaufelten ein paar Arbeiter das Grab; man zog den zum Tode verurteilten die weißen Totenhenden an und bedeckte ihre Augen mit weißen Kappen. Langsam hoben die Soldaten die Gewehre. Da flog am Turm des Gefängnisses eine weiße Fahne hoch. Der Offizier der Exekution schrie: „Sekt ab!“ und den Todgeweihten wurde verkündet, daß die Gnade des Zaren auf ihren Tod verzichte und die Strafe in zehn Jahre Zwangsarbeit in Sibirien verwandelt. — Da stieg in der erschütterten Seele Dostojewskis jene erste Nacht auf, und ihm war, als hörte er wieder das Wort Nekrasoffs: „Heute ist der Welt ein neuer Dichter geboren!“ Dann schlug er bestimmungslos zu Boden.

* **„Ein Buch um Paul Barsch.“** Von Margarete Karfunkelstein. (Verlag L. Seege, Breslau und Schweidnitz.) Der hübsch ausgestattete *Bar* ist eine Ehrengabe zum 70. Geburtstag des hauptsächlich durch seinen Roman von der Landstraße „Von einem, der auszog“ bekannt gewordenen schlesischen Dichters. Verständnissvolle Bezüge über sein Leben verbinden sich mit Autobiographischem und mit Stilproben aus dem Iurischen und epischen Gesamtwerk. Paul Barsch hat, aus engen Verhältnissen stammend, immer in hartem Daseinstampf gestanden, und die materielle Not ließ manchen seiner dichterischen Entwürfe nicht zur vollen Reife gelangen. Die Kenntnis des Lebenslaufs ist darum gerade hier zur Beurteilung der Persönlichkeit und des Schaffens von wesentlicher Bedeutung; der Eindruck seines Talenten wird zwingender im Hinblick auf die zahllosen Schwierigkeiten, die es überwinden mußte. In den Erzählungen spürt man frische Erdhaftigkeit, lebendige Verbundenheit mit Volkstum und Landschaft. Die Gedichte sind von starkem musikalischem Rhythmus getragen, ganz gekünstelt und von ursprünglichem Gefühl. Eine schlichte, liebenswerte Menschlichkeit spiegelt überall ihr Wesen. 1s.

* **Hermine Hanel: „Die Geschichte meiner Jugend.“** Ein Frauenleben um die Jahrhundertwende. (Verlag Koehler u. Amelang, Leipzig.) Die Erinnerungen dieser sonnigen, tapferen Frau dürfen in unserer Zeit auf stärkste Anteilnahme rechnen. Die heute Fünzigjährige hat als Künstlerin Bedeutendes geleistet und bringt ihrer Aufgabe als Frau und Mutter ebenso warmes Verständnis entgegen. Mit den Augen der Künstlerin sieht sie die Schönheiten der Welt. Erfolge und Enttäuschungen werden ohne Beschönigung wiedergegeben, wie überhaupt von einer unnahamtlichen Mischung von Sachlichkeit und märchenhafter Romanatik ein zwingender Zauber ausgeht.

* **„Das August-Lichter-Buch.“** Eine Auswahl aus seinen mundartlichen Dichtungen. Herausgegeben von Hans Christoph Raetzel. (Verlag L. Seege, Schweidnitz und Breslau.) Wie der Schlesier August Lichter mit dem Volkstum verwurzelt war, wie er die Heimat empfand, soll dieses Büchlein zeigen und die Erinnerung wachhalten an einen unserer charakteristischsten Heimatdichter.

* **Ottfried von Hanstein: „Mond-Rak I.“** Eine Fahrt ins Weltall. Ein Zukunftsroman. (Levy u. Müller, Stuttgart.) In gänzlich neuer Form wird das Problem der Weltraumforschung in diesem spannenden Buche aufgerollt. Eine Mondreise, die, so festsam und ungeheuerlich sie annimmt, doch auf genaue Studium wissenschaftlicher Möglichkeiten beruht und sowohl die abenteuerliche Fahrt selbst, wie auch den Mond und den Weltraum so schildert, wie dereinst, und vielleicht in nicht allzuferner Zeit, der tatsächliche Aufstieg des Raketen Schiffes in den Weltraum sie finden wird.

* **Sigrid Undset: „Frau Hielde.“** Roman. (Universitas, Deutsche Verlags-A.G., Berlin W. 50.) Ein kluges, gültiges Buch. Die Geschichte einer Ehe — einer alltäglichen Ehe, mit beschränktem Haushalt, vier Kindern, wenig Geld, großen Sorgen. Und die Geschichte einer Liebe; die beiden Eheleute versuchen, tapfer und geduldig, ihre Liebe über alle Hindernisse des Alltags hinwegzureiten. Sigrid Undset hat die seltene Kraft, diese alltäglichen Ereignisse, diese schlichte Handlung dichterisch ganz zu erfüllen. Dadurch erhalten diese nur scheinbar kleinen Geschehnisse und Entscheidungen Gewicht und Schönheit.

* **H. G. Wells: „Der Apfel vom Baum der Erkenntnis.“** Novellen. (Verlag P. Zsolnay, Wien 4.) Dieser Band vereinigt die schönsten Novellen des berühmten englischen Dichters, phantastische, utopische, idyllische, groteske, erotische — alle durchtränkt von Humor. In jedem Menschentypus, jede Geisteshaltung weiß Wells sich mit erstaunlicher Sicherheit einzufühlen, jedem Schicksal weiß er den ihm einzig gemäßen dichterischen Ausdruck zu verleihen. Eine der schönsten Novellen des Buches ist „Die Perle der Liebe“: das Märchen von dem übermenschlichen Dornmal einer Liebe, über dessen Herrlichkeit die Liebe selbst allmählich verblaßt und vergessen wird.

* **John Cowper Powys: „Wolf Solent“,** Roman. (Verlag Paul Zsolnay, Wien 4.) Ein überaus merkwürdiges, tiefgründiges Buch, das Theodore Dreiser mit den „Brüder Karamasoff“ verglichen hat. Wolf Solent, der

nach langen Jahren aus London in die Landschaft seiner Kindheit zurückkehrt, um dem Gutsherrn von Ring's Barton, Mr. Urquhart, bei der Abfassung einer chronique scandaleuse von Dorset zu helfen, ist mit der Zivilisation zerfallen, weil sie das Mysterium des Lebens entzaubert. Er ist ein innerlicher Mensch, der fortwährend seine Gefühle und Gedanken analysiert, den es drängt, den abgründigen Zwiespälten des Lebens nachzugraben, und der immer um seine Lebensillusionen bangt, die am Ende doch zerstört werden; sogar in der Geborgenheit der Landschaft, deren Leben wahrhaft wunderbar geschildert wird, ergeht er sich in den seltsamsten Analysen über sich selbst und seine Mitmenschen.

* **Major W. F. Morris: „G. B. Khasi oder Feldgrau“,** ein unheimlicher Roman aus dem großen Kriege. (Verlag Dietz u. Co., Stuttgart.) Dieser Roman ist das aufregende Erlebnis einer doppelten Persönlichkeit, die spannungsgeladene Geschichte eines Mannes, der nach einander infolge eigenartigen Schicksals auf englischer und deutscher Seite kämpft. Humorvoll, spannend in den Schilderungen des Erlebens an der beiderseitigen Front und im Hinterland. Kämpfe — mehrfache abenteuerlichste Flucht — Gedächtnisschwund — Mysterium — Spionage. Die Geschichte ist aufregend und geheimnisvoll geschrieben, sehr reich entworfen und gut erzählt.

* **„Rumänische Etappe.“** Der Weltkrieg, wie ich ihn sah. Von Gerhard Belburg. (Verlag W. Köhler, Minden i. W.) Gerhard Belburgs Buch enthält die Erinnerungen eines deutschen Kademikers, der als ungedienter Landsturmmann der Besatzungsarmee in Rumänien angehörte. Ein Ausschnitt aus dem gewaltigen Geschehen des Weltkrieges, aber ein Ausschnitt, der so angefüllt ist mit fremdartigem, halborientalischem Volksleben, mit ernsten und heiteren, romantischen und idyllischen Szenen, daß man der fesselnden Tagebuchschilderung des Verfassers mit Spannung und Vergnügen folgt.

* **„Photographieren leicht gemacht!“** (Frank'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) Das Büchlein von A. Stüler und K. Wagner, das diesen Titel führt, ist kein trodenes Lehrbuch, durch das man sich mühsam hindurchfrisiert. Ein Vorzug dieses eminent praktischen Büchleins ist schon, daß es so handlich im Format ist, daß man es immer bei sich tragen kann. Am meisten imponieren aber die Bilder. Man sieht alles, wie und wo und was, braucht nicht lange zu überlegen, wie ist das, wie jenes gemeint. Eine gute, sehr einfache zuverlässige Belichtungsstabelle gibt dem Bändchen noch einen besonderen Wert. Und wer dann wirklich mit dem Resultat noch nicht voll und ganz zufrieden ist, dem deutet das Büchlein auch alle möglichen Fehlerquellen auf, zeigt wie man die Fehler korrigiert und — das nächste Mal dann endgültig vermeidet. Für anspruchsvolle Amateure gibt es dann noch ein zweites Büchlein: „Besser und besser“, von denselben Verfassern. Da erfährt man dann, wie man Gegenlichtaufnahmen macht, wie man mit Gelbscheibe und Vorlinsen operiert, kurz — wie man ein Photokünstler wird.

* **„Das Deutschland-Rad“,** ein drehbares Nachschlagewerk für die wichtigsten geographischen Angaben über die deutschen Länder. (Frank'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) Ein neues Kosmos-Rad, das Deutschland-Rad, ist ebenso konstruiert wie das Europa-Rad. Eine grüne Scheibe dreht man so, daß der rote Pfeil auf eines der auf einer darunter liegenden Scheibe genannten Länder trifft, und in den kleinen Fenstern erscheinen dann die wichtigsten geographischen und wirtschaftlichen Angaben über das betreffende Land. Die Jugend hat hier ein Lehrmittel, mit dem sie spielend arbeiten und „im Handumdrehen“ nachschlagen kann.

* **„Naturfibel.“** Von Dr. Ferdinand Strauß. (Deutscher Verlag für Jugend und Volk, G. m. b. H., Wien I.) Wie dem Kinde mit Hilfe der Fibel die Anfangsgründe der in der Schrift niedergelegten geistigen Güter der Menschheit erschlossen werden, so führt diese Naturfibel in die Formenfülle der Natur ein. Trotzdem das Buch über alle Naturkörper, denen man im allgemeinen begegnet, genauen Aufschluß gibt, so ist es doch so handlich, daß es auf jede Wanderung durch Wald und Feld ohne Belastung mitgenommen werden kann. 41 Seiten des Buches sind dem Untersuchen anorganischer Körper, 158 Seiten den Pflanzen und 90 Seiten den Tieren gewidmet. Bemerkenswert ist, daß in dem ganzen Werk nur deutsche Namen gewählt und nur bei Nennung einiger Tierpflanzen, bei denen die Verdeutschung auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, Ausnahmen gemacht wurden.